

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

14.3.1937 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 11



14. März 1937

Wilhelm Kratt / Theodor Esser, der Künstler und Mensch

Als wir die Nachricht von dem am 10. Februar erfolgten Tod des Malers Theodor Esser brachten, werden wohl manche in der Raschlebigkeit unserer Tage gefragt haben: Esser?, wer war denn das? Denn beim großen Publikum war er nicht allzu bekannt. War er doch keiner von jenen, denen es gegeben ist, sich einzuführen und sich in Erinnerung zu bringen. Eine Badener Jugendfreundin und sehr tüchtige Malerin, Frau von Palmberg, die Jahrzehnte hindurch den Winter über ihr Atelier in München hatte, sagte mir schon vor Jahren: „Ihr Karlsruher kennt euern Esser ja gar nicht und wisst nicht, was ihr an ihm habt, der ist in München viel bekannter!“

Ja, vor zehn Jahren, da er in sein 60. Lebensjahr trat und in einer großen, reichhaltigen Ausstellung eine Uberschau über sein Werk gab, gestand mir eine der Hauptpersönlichkeiten des Kunstvereins, daß er ganz erstaunt war über diesen, ihm bisher unbekannt, doch seit Jahren hier lebenden, so vornehmen Künstler und Menschen.

Esser war geboren zu Bonn am Rhein am 30. Juli 1868 als Sohn eines Notars. Früh verlor er in Duisburg seinen Vater, doch die allein stehende Mutter ließ ihm und seiner Schwester in Köln, wo ihr Vater der bekannte Oberbürgermeister Bachem gewesen war, die ganze Sorgfalt einer guten Erziehung zuteil werden. Es wurde so in ihm der Grund gelegt zu jenen wissenschaftlichen und literarischen Interessen, die ihn neben seiner künstlerischen Tätigkeit zeitlebens beschäftigten. Aber die Mutter hielt auch strengstens auf ein tadelloses Benehmen und prägte ihm den Stempel jener gesellschaftlichen absoluten Korrektheit auf, die als ein besonderes Charakteristikum ihn bis zu seinem Ende auszeichnete. Er machte mir in seiner vornehmen Reserviertheit oft den Eindruck eines letzten Vertreters des ancien regime. Als nach seinem Abiturium die Mutter mit ihm

nach Karlsruhe übersiedelte zum Studium an der Kunstschule, fand er mit seiner tadellosen Haltung leicht Eingang in die beste Karlsruher Gesellschaft, in der sein Onkel, der Oberbaurat bei der Generaldirektion und dessen Frau, eine jüdische Schönheit, als eines der stattlichsten und auch geistig stark interessierten Paare gern gesehen waren. Ich erinnere mich noch sehr gut aus meinen Hoftheaterjahren, als ich durch meine Militärkameraden Koch und den Kreuzfidelien und doch auch geistig sehr regen Burmeister, fast mehr mit jungen Malern als mit Schauspielern befreundet wurde und in der Humpenau verkehrte, wo unter Karl Heilig's Burghauptmannschaft ein

Teil der Jungkarlsruher Malerwelt originelle, aber oft turbulente Sitzungen abhielt, ich erinnere mich, daß Esser damals wegen seiner kühlen Zurückhaltung in jenen fast allzu lauten Kreisen für hochmütig gehalten wurde. Sehr mit Unrecht! Wie sehr er lustiges, sprühendes Leben liebte, hat er später als Künstler gezeigt.

Er hatte 1886 sein Karlsruher Studium begonnen und legte sich bei den Professoren Schurth, Poech und Ritter in fleißigem Streben ein sehr gediegenes Rüstzeug zu, das er dann als Meisterschüler von Prof. Keller in der figurativen Malerei weiter ausgestaltete. Von Keller hat er die leuchtenden Farben seiner Palette; das rauschende Pathos seines Lehrmeisters hat er aber nicht übernommen oder vielmehr in eigene verinnerlichte Bahnen geleitet. Wohl hätte er mit seinen vielseitigen literarischen Kenntnissen, mit seinem tiefen Gefühl für Tragik und Schicksalsgewalt das geistige Rüstzeug zum Historienmaler gehabt, aber wo er z. B. nach biblischen Motiven griff, da war es nicht die Historie als solche, die ihn reizte, sondern es waren die Menschen in ihrer Uebermenslichkeit: eine Judith mit Holofernes, Simson und Delila oder Joseph und Potiphar. So ergriff ihn auch die Leiden-



Theodor Esser

Archiv N. 2.

schaftliche Bewegtheit der Mitwelt, und als er im Jahr 1894 von Karlsruhe nach München übergesiedelt war, erregte gleich sein erstes Bild „Streit“ auf der Ausstellung im Glaspalast großes und berechtigtes Aufsehen. Er schloß sich dann der Sezession an und nun kam auch der lebensfreundliche Rheinländer bei seinem Künstlertum in München zum Durchbruch. Sein Contre-Tanz in einem Münchener Biergarten ist in seiner schwingenden Lebensfreude wie in der Charakteristik seiner Einzelfiguren ein ganz vorzügliches Bild. Markt- und Straßenszenen sind jetzt seine Domäne, buntbewegtes Leben in aller freudigen, doch niemals schreienden Farbigkeit. Wer aber seine „Kauferei“ sieht, oder die Schlägerei in einer Schifferkneipe, der möchte wohl hinter dem Maler einen „Mauheiß“ suchen und sich, wie so oft bei Künstlern, ein ganz falsches Bild seiner Persönlichkeit machen. Er, der Vornehme und Beherrschte, in dessen Tiefen die großen Erregungen sich verbargen, drängte immer wieder nach Darstellungen menschlicher Leidenschaft. Potiphar und Joseph hat er zwei- und mehrmal gemalt. Nicht etwa, weil ihm eine schwüle Akkordszene gut verkäuflich erschienen wäre, über solcher Niedrigkeit war er turmhoch erhaben! Bei allem Können des Malers, einen interessanten Akt zu malen, handelte es sich für ihn bei dieser Darstellung um etwas ganz anderes: Einerseits die wilde Hölle des entseelten Weibes, auf der andern das scheue Entsetzen vor der Entladung dieser Raserei. Wie in jener Kneipenszene die Wildheit des Hasses, so hier die Wildheit der Liebe. Es war das Dämonische im Menschen, das ihn immer und immer wieder zu solchen ja oft schwer verkäuflichen Bildern reizte. Er kam seit vielen Jahren fast allwöchentlich zu mir, damit ich ihm aus irgendeinem Dichternwerk vorlese. Ist es nicht charakteristisch für ihn, daß er wiederholt mich um eine Vorlesung Richard III. bat! Es war das alte Naturgesetz vom Anziehen des Gegenseitigen, das in ihm wirkte und ihn zur Darstellung der Bestie im Menschen trieb, ihn, der in allzu herb-keuscher Verslossenheit seines Wesens nur ganz wenige sehen ließ, wie hoch er stand in seinem Fühlen und Denken. Es war nicht seine Art, mit seiner Kunst der Allgemeinheit predigen zu wollen, alles was irgend an Zweckkunft gemahnte, kam ihm wie eine Entweihung dessen vor, was ihn tiefstinnerlich bewegte; und doch wirkte das soziale Fühlen tief in ihm. Als ich einst den Kopf schüttelte über ein Bild, das eine verrufene Gasse darstellt mit den auf Kundschaft lauerten Mädchen — die Dämmerung in Gasse und Winkeln und dazwischen das durch geschlossene Jalousien dringende Licht, waren malerisch vorzüglich empfunden, aber wer sollte so etwas kaufen! — da sagte er mir, wie sehr ihn die soziale Not dieser Tiefstehenden, Ausgeschiedenen beim Malen dieses Bildes bewegt hatte. Auch für Mähen und Leben des Landvolkes hatte er volles Empfinden: Bauern im Schweife ihres Angesichts, das schummrige Licht im Kuhstall, eine den Stall ausmistende Magd in ihrer robusten, fast humorig und doch monumental wirkenden Kraft hat er im Bilde festgehalten. Was er dabei wie auch in seinen Szenenbildern an landschaftlicher Umgebung malte, ist ebenfalls technisch tüchtige und stimmungsvolle Arbeit, wenn er auch die Natur allein seltener zum Vorwurf nahm. Wenn er Landschaft malte, war es deutsche Landschaft! Ebenso zeigte er nicht nach dem Namen eines Tiermalers und freute sich doch schon wochenlang auf jede Tierchau von Sarafani oder Krone, und hat dort, wie auch als eifriger Besucher unseres Stadtparkes, eine große Zahl fleißiger und schöner Tierstudien, Löwen, Tiger, Bären, wie zartfarbige Flamingos gefertigt, die da und dort einmal in einem Paradiesbild oder dergleichen Verwendung finden sollten. Auch das hiedemeierliche Heim seiner Mutter und andere Innenräume, mußte er mit vorzüglicher Lichtführung in ihrer ganzen traulichen Intimität zu gestalten.

Für einen engbegrenzten Kreis von Kennern war er ein hochgeschätzter Porträtmaler. Freilich, wer „schön“ gemacht sein wollte, der blieb am besten weg, denn bei aller ritterlichen Höflichkeit war Schmeicheln ihm etwas Unmögliches. Wahrheit, tiefstes Eindringen in das Wesen des Darzustellenden, das war seine Art, war das Bestreben, das ihn mit schier fanatischer Begier erfaßte, das ihn wohl auch vereinzelt dazu trieb, das, was er in einem Menschen erschaute und in ihn legen zu müssen glaubte, bis zur Ueberspizung zu betonen. Wenn sein Freund Nagel ihm sagte: „Laß es gut sein, Theodor, es ist recht so, du verdirbst dir den prächtigen Reiz der Ursprünglichkeit“, dann hörte er vielleicht auf den treuehrlichen Freund, aber tief im Innersten war immer sein Gedanke, es ist noch nicht das, was ich gesucht und gewollt. Nachdem er etwa ein Jahrzehnt in München sich betätigt und ausgereift hatte, war er in den ersten Jahren des Jahrhunderts nach Karlsruhe zurückgekehrt zur Mutter, die nach dem Tod seiner Schwester allein stand. Es war schön zu sehen, wie ritterlich und sorgsam er die hochbetagte Frau an seinem Arm spazieren führte und wie er ihr, die so streng hatte sein können und doch so verstehend gütig, seinen Sohnesdank bezeugte. Die

Mutterbilder sind ja durch den Wandel der Zeit hindurch von Dürer bis Thoma in ihrer tieferschürfenden Sorgfalt, mit der sie gemalt wurden, ein besonders schönes Kapitel der Kunstgeschichte, und daß auch Esser in die Bildnisse seiner Mutter alles legte, was ihm lieb und verehrungswürdig war, ist bei einem so tiefempfindenden Menschen eine Selbstverständlichkeit. Als er dann nach dem Tod der Mutter und Jahren der Verlassenheit in einer neuen Hauswirtin eine treusorgende und feingestimmte Seele fand, der er wie sie ihm manche geistige Anregung zu geben vermochte, hat er in deren Bildnis, wohl sein harmonischstes, ausgeglichenes Porträt geschaffen. In verschiedenen Selbstbildnissen suchte er sein eigenes Wesen zu ergründen.

Eine besondere Freude hatte er am Spiel des flutenden Lichtes und seiner Reflexe. In seiner „Erstfassung Evas“ liegt der grünliche Widerschein der umgebenden Bäume auf den Leibern des ersten Menschenpaares und mit dem Ersttauchen des Toren starrt der erwachende Adam das Wunder an, das sich ihm bietet im Anblick des neuererschaffenen, dem Licht sich entgegenreckenden Frauenleibes der Eva, die doch den Glanz der Sonne noch nicht erträgt und ihr Gesicht mit der Hand überschattet muß. Fast neckisch hüfchen die Sonnenstrahlen zwischen den Laubkronen hindurch da und dort über den jungfräulichen Leib und tanzen davor auf der Erde. Eine Teichlandschaft mit Wasserkringeln und von Blütenbäumen umsäumt träumt im Hintergrund. Auch in „Simson und Delila“ streifen verlorene Lichter über das Halbdunkel der Lagerstatt und den in seiner Entkräftung in sich zusammengefunkenen Reden, während Delila schimmernden Leibes mit der Beute der Voden und der Schere entflieht, noch die starrende Angst im Auge, ob nicht die Kraft des Riesen doch noch sich auswirke. Interessante Epiklichter liegen auf den Waffen der im Vorgehens lauerten Feinde und auf dem Feuerrost, den der Sklave schürt. Es sind die „Esserschen Drücker“, wie ich sie ihm getauft habe, die oft in einem ganz kleinen Aufblitzen seine Bilder beleben; in einigen Gemälden hat er durch dieses fast eigensinnige Spiel mit dem Licht sich freilich die Geschlossenheit der Wirkung zerrissen. Ein treffliches Bild voll Ruhe und Ursprünglichkeit zeigt ein am Bachrand sitzendes Mädchen, das die entblöhten Knie ins Wasser hängt und sich wohligh zurücklehnt, man glaubt die Kühlung des erhitzten Blutes zu spüren. Das Schönste an Geschlossenheit und Stimmung hat er aber in seiner „Liebeszene“ geboten. Hatte er in seiner Potiphar die abgrundtiefe Leidenschaft aufschreiben lassen, so stimmt er hier das Hohelied wirklicher Liebe an. Dieses Liebespaar auf seinem Lager so ganz in sich versunken: so haben Romeo und Julia vor 500 Jahren sich vereint, so werden die wahrhaft Liebenden heute wie in tausend Jahren sich zusammenfinden mit Leib und Seele. Der Meister hat durch eine wunderbare Farbgebung eine Stimmung über das Bild gebreitet, die es bei allem Körperlichen ins Ideale entriekt. Im Vordergrund flackern die letzten Reflexe der verlöschenden Nachtlampe und durch das Fenster dämmert der erwachende Tag herein und zeigt den Blick in eine duftige Parklandschaft. Man glaubt die Nachtigall klagend zu hören und das Jubilieren der Lerche, der Tagverfünderin. Max Dreßler hat seines Freundes Kunstwerk am treffendsten charakterisiert mit den kurzen Worten: „Ein heiliges Bild!“

Dreßler, der Geheimrat und Professor, der in geistvollen Vorträgen den jungen und älteren Malern in seinen Vorlesungen an der Akademie weit mehr als Anatomie bot, dieser feingeistige Mensch, Philosoph und Künstler (er wurde an dieser Stelle vor Jahresfrist anlänglich seines Todes als Mitarbeiter ja in einer Sondernummer gewürdigt). Er darf nicht vergessen werden, wenn wir vom Künstler und Menschen Esser reden, denn aus der langjährigen Freundschaft, die diese Männer verband, ist beiden in künstlerischen, literarischen und philosophischen Gesprächen unendlich viel Anregung erwachsen. Die vierzehntägigen musikalischen Zusammenkünfte im Dreßlerschen Hause, bei denen der greise Meister Volz noch mit wunderbarer Frische seinen Fiedelbogen führte, bildeten für Esser in den schwer und immer schwerer drückenden Sorgenjahren fast die einzige Entlastung. Dann versank dem Einsamen auch das, und aus den alten Tagen der gemeinschaftlichen Meisterschülerzeit bei Keller rannte sich nur noch die 50jährige Freundschaft herüber mit dem getreuen Nagel, in oft rauher Schale ein goldener Kern. Wer Esser nicht kannte — und er hat nur ganz wenigen gestattet in sein tiefstes Wesen zu blicken —, wer den langsam einherwandernden aufrechten Mann mit dem Casarenpfopf nach seinem Neuhäuseren beurteilte, konnte ihn wohl für einen recht selbstbewußten, stolzen Menschen halten. Gewiß, er wußte mit vollem Recht, daß er technisch viel konnte und daß er nur das Höchste und Schönste wollte, aber eben weil er das wollte, war er fast nie zufrieden mit seinen Werken, immer wieder konnte man ihn hören: das muß ich nochmal und anders malen! Bei allem Stolz der äußeren Erscheinung durchschütterte ihn, wie alle, die

es ganz heilig ernst mit ihrer Kunst meinen, jenes demütig-wehmütige Wort der Goetheschen Iphigenie: „Ich bin arm und stumm!“

Ist er dergestalt in seinem Streben und Wirken zumeist ein Schwerblüter, so kommt sein ganzes rheinisches Temperament in seinen Tanzbildern zum Durchbruch. Da bringt er alles, was er vielleicht infolge einer allzu guten Kinderstube in sich zurückdrängte, zu vollem jubelndem Leben mit prächtiger Charakterisierung der Einzelgestalten. Auf einem dieser Gemälde hat er sich selbst gemalt mit zum Ruß geputzten Lippen, aber die stolze Schöne in seinen Armen dreht das Mäulchen weg und bietet ihm nur die Wange. Ein kleiner Budliger, der sich mit seiner Tänzerin durch das Gewühl schiebt, ein Pärlein, das in köstlich gefühlvoller Steifheit um sich selbst Karussell fährt, die völlig abgekämpfte, korpulente Dame, deren Schnaufen man zu hören glaubt, und ihr Partner, der sich den in der Hitze des Gefechts verschobenen Schlipf zurechtrückt! Das Ganze bei aller Lebhaftigkeit zusammengehalten durch ruhige Farben. Oder in einem anderen Bild zeigt er den Kebräus nach durchtanzter Nacht, die Paare verlassen erhibt, weinfroh, ermattet, in Mäntel gehüllt das noch von Lichtern erhellte Haus, während draußen schon der Tag heraufdämmert; verschiedene Gestalten verschwinden in der Ferne im Morgengrauen. Ein leichtes wäre es gewesen, an deren Stelle ein paar zu ihrem Tagewerk gehende Arbeiter zu malen und so das Bild in eine zeitgemäßere Stimmung zu bringen und damit verkäuflich zu machen. Aber entrüstet lehnte er solche Gedanken ab, das, was er als Hochfest der Freude gemalt hatte, durch solche Schiebung in eine ganz andere Atmosphäre zu rücken. „Ich kann mich doch nicht selbst entmannen!“ war sein fast schmerzlicher Aufschrei. Er erkannte wohl den schönen Sinn der „Kraft durch Freude“, und öfter sprachen wir zusammen, wie wir als Jungen für die alten Germanen uns interessiert und ingrimmig bedauert hatten, daß man mit uns immer nur von den alten Römern im Gymnasium sprach. Aber nun in seiner Malerei „nordisch“ zu

kommen, da erstarrte ihm die Hand bei dem Gedanken, daß man glauben würde, er male das, weil es jetzt so gewünscht wird, daß man das für „zeitgemäße Arbeit“ halten würde, was er, wenn er es gemalt hätte, doch mit dem Herzen gemalt hätte. „Und ich male doch nochmal ein Tanzbild, wenn ich es auch nie verkaufe!“ sagte er noch wenige Tage vor seinem Tode. Am Fastnachtsamstag, bei einem Kappenabend, war er, der echte Rheinländer, nochmals aufgetaut, wie ich ihn nie gesehen, daß die Genossen schier verwundert sich alle über ihn freuten. Noch sog er die Buntheit des Karnevalzuges in sich, dann ging er in sein Atelier an die Arbeit. — Während wir am Abend seiner harrten, damit ich ihm das letzte Kapitel aus seines Lieblingsdichters Reuter humorigem Idyll „Dörländling“ vorlesen würde, fand man ihn hinter seiner Ateliertür bewußtlos liegend vom Schlag gefällt. Im Krankenhaus entschlief er am Morgen.

Je älter man selbst wird, je höher man auf den Sprossen der Lebensleiter steigt, desto mehr kommt man dazu, die Welt, sein eigenes und der Freunde Leben aus der Vogelperspektive zu überschauen. Man sieht dann manches Schicksal vor sich liegen, geschrieben wie einen Roman, abgerundet wie ein Kunstwerk. Wenn ich des Freundes Leben überschauere in seinem Wachsen und Werden, in seinem Ringen, in seiner herben Verschliffenheit und in seinem Sehnen, noch einmal sich auszugeben in sprühendem Leben, dann muß ich mir sagen: das Schicksal hat mit diesem schönen Tod das Lebensbuch, das sich Theodor Esser betitelt, zu einem harmonischen Abschluß gebracht. Nun war sie überwunden, all die Qual der künstlerischen Existenznot, ausgekämpft war auch das Ringen mit sich selbst nach dem Höchsten seiner Kunst. Ich habe manches Antlitz in der friedlichen Majestät des Todes geschaut, aber nie habe ich einen Menschen im Sarge so voll stolzer Hoheit liegen sehen wie ihn mit seinem Römerkopf, siegreich, ein Imperator!

Requiescat in pace!

Hans Brandeck / Der Spuk am Müllerbild

Jeder Reise- und Wanderfreund, der sich in Mittelbaden auskennt, liebt das hinter Gernsbach über der rauschenden Nurg thronende Schloß Neu-Eberstein, das ob seiner aussichtsfrohen Lage mit dem Blick ins belebte Tal hinab wie auch auf die reichgegliederte Bergwelt um Forbach herum so gerne aufgesucht wird. Als ich jüngst dort war und die Schloßräume durchschritt, ist mir ein Geschichtlein eingefallen, von dem ich ganz früher einmal gehört habe; denn es hat hier oben seinen Ausgang gehabt.

Und dies will ich dir, lieber Leser, hiermit erzählen.

Es ist schon über 130 Jahre her.

Das Schloß Neu-Eberstein, einst von einer Seitenlinie des bekannten Grafengeschlechtes der Ebersteiner erbaut, war um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts im Besitze des markgräflichen Prinzen Friedrich von Baden, der es von seinem Vater, Markgraf Karl Friedrich, dem nachmaligen ersten Großherzog, zum Geschenk erhalten hatte. Der Prinz, vermählt mit der Prinzessin Christine Luise von Nassau-Weilburg, bewohnte den schönen Herrensitz jeweils von April bis Oktober, und er wie seine Gattin liebten es, fröhliche Gesellschaft um sich zu haben, weshalb vornehme Damen und Herren aus Karlsruhe und aus Baden-Baden öfters auf Neu-Eberstein zu Gaste waren. Man sagt, verschiedene darunter hätten sich den wirrigen, glutroten Wein, der an der ziemlich steil gen Oberkrot abfallenden Schloßhalde gedeiht und den damalige Kenner „Eberblut“ getauft haben, wohl schmecken lassen.

Durch Beziehungen gehörte auch der Freiherr von Stokenegg einige Zeitlang zu diesen Gästen.

Dieser Herr, ein Junggeselle in den Fünfzigern, brachte in jener Zeit alljährlich die Monate August und September zum Kurzgebrauche in Baden-Baden zu. Er nahm am Vormittag sein verordnetes Bad und ritt nach dem Mittagessen in die Umgegend, am meisten in die Steinbacher Umgegend, denn er liebte es, da und dort einzufahren, wo ein guter Tropfen aus-gegeben wird, zu Gallenbach, Umweg, Barnhals und Neuweiler. War dann am Abend im Kurhause harmloser Schwärzler, der die jungen Damen mit den Blicken einer späten Liebeslehnlichkeit verfolgte.

Also, dieser Herr von Stokenegg war einer Einladung des prinziplichen Paares gefolgt und mit seinem schmucken Kappen über das Müllerbild und Gernsbach nach Schloß Eberstein geritten; denn die später so prächtig am Gernsberahange hingeführte, heute vielbefahrene Waldstraße ist erst etliche Jahrzehnte nachher gebaut worden.

Die Herrschaften hatten sich nach eingenommenem Abendbrot in das geräumige Turmzimmer begeben, und man war in eine anregende Unterhaltung gekommen. Diese drehte sich um den Gespensterglauben.

In jener Zeit hatte sich die Ueberzeugung, daß alle die Geschichten vom Umgehen, vom Geisterispuk, von der Weißen Abt, die in Schloßgewölben zu nächtlicher Zeit mit dem Schlüsselbunde raffelt, nur eine Ausgeburt krankhafter Phantasie und kindlicher Glaubensfreudigkeit waren, noch nicht allgemein durchgerungen, und auch in besseren Kreisen der älteren Generation hing man noch mit Vorliebe den alten Schauererzählungen aus der Großmutterzeit nach, in der jedermann noch vom wilden Heere und den in eingemauerte, wohlverriegelte Flaschen gebannten Spukgeistern erzählte. Die Jugend aber war bereits hoherhaben über derlei Dinge und ergoß ihren Spott über solchen Glauben älterer Herrschaften.

Zu solchen älteren Herrschaften gehörte auch der Freiherr von Stokenegg, der sonst durchaus kein Hafensfuß war, aber neben einer geerbten Veranlagung eine entsprechende Erziehung durch Ammen und Mähdmen erhalten hatte. Er erzählte gerne solch gruselige Geschichten, und nach seiner Versicherung seien ihm selber schon mancherlei Dinge begegnet, von denen sich die Schulweisheit der Menschlein nichts träumen läßt. Einige junge Freunde des Prinzen lachten den Freiherrn ganz respektwidrig offen aus, was seine innere Erregung und seinen Eifer für die Ueberzeugung so sehr steigerte, daß er gar nicht merkte, wie rasch er jeweils sein Glas austrank, das ihm auf einen bedenkungsvollen Wink von dritter Seite immer wieder durch einen Diener gefüllt ward; auch nicht gewahr wurde, daß einer der Kavaliere die Gesellschaft verlassen hatte und ihr längere Zeit fernblieb.

„Sagen Sie, Freiherr, was würden Sie tun, wenn Ihnen heute nacht beim Heimritt eine geheimnisvolle Erscheinung begegnete?“

„O Hoheit“, gab Stokenegg der Fragerin, die eine Tante der badischen Prinzessin aus dem nassauischen Geschlechte war, zur Antwort, „Angst kenne ich in solchen Situationen nicht. Ich würde zur Vorsorge ein Stoßgebet sprechen und ohne Säumen auf die Erscheinung losgehen.“

„Ach, Sie Aermster“, seufzte Fräulein von Thierstein, die alte Hofdame der Prinzessin, „gerade am Müllerbild soll es zu Zeiten nicht recht gehener sein. Freilich nur in heiligen Nächten“, setzte sie beruhigend hinzu.

Mittlerweile war es Zeit zum Aufbruche für den Freiherrn. Denn die Uhr ging schon auf elf, und der Mitt nach Baden-Baden erforderte doch eine knappe Stunde.

Herr von Stokenegg schwankte etwas, als er sich den güldentnauenen Degen umschnallte und sich draußen vom Diener den weiten schwarzen Mantel umhängen ließ.

Zu Gernsbach drunten waren die Leute schon schlafen gegangen, als der Kappe mit seinem etwas bößig gewordenen

Reiter durch die Waldbachstraße trabte und dann in dem forstumsäumten Tale der Sattelhöhe zustrebte. Die Nacht war dunkel und ein leichter Nebel schlich im Wiesengrunde hin.

Auf der Höhe, wo sich damals das Gernsbacher Sträßchen mit ein paar Holzabfuhrwegen kreuzte, stand ein Bildstöcklein; vor Zeiten soll da ein Bösewicht, der im Angesichte eines schweren Gewitters einen schrecklichen Fluch tat, vom Blitze erschlagen worden sein, so erzählten die Leute. Als das Ross im Schritt und ob des Anstieges etwas schnaubend da heraufkam, dachte sein Reiter weder an Geister noch an sonstige unholde Dinge, sondern seine Gedanken gingen zu zwei hübschen Damen hin, die er am Abend vorher erstmals im Kurssaale gesehen und die sein Interesse geweckt hatten.

Da. Mit einem Male verschwand ihm blühschnell der Hut vom Kopfe, und wie dieses Geschehen seine Aufmerksamkeit in die Situation zurückbrachte, gewahrte er plötzlich vor sich auf der Straße eine hohe Gestalt, die anscheinend kopflos war und etwas Rundes, Helles im Arme trug.

Der Reiter riß sein Ross zurück. Mit großen Augen starrte er auf die sonderbare Begegnung.

„Der Geist vom Müllerbild!“ schoß ihm ein Erkennen durch den Kopf, und in der Aufregung vergaß er gar das Stoßgebet. Ja, als der Mann mit Schritten näher kam, die lautlos schienen, da ward es auch dem Köhlein nicht geheuer. Es stellte sich auf die Hinterfüße und wandte slink den Körper. Herr von Stobenegg hatte nicht das geringste dagegen, daß sein Reittier in gestrecktem Karree wieder gen Gernsbach rannte. Ja, sein Mut blieb sogar zusammengeklappt wie ein

moderner Seidenhut, als er meinte, hinter sich ein gar höhnliches Lachen zu vernehmen.

Drunten im Murgtalstädtchen klopfte er den Sternennwirt heraus, verlangte Nachtquartier und erzählte in großer Aufregung den Vorfall.

Da er am andern Morgen aus dem Zimmer trat, sinnierend, wie er sich schnell für den Heimritt eine passende Kopfbedeckung verschaffen sollte, da traute er seinen Augen nicht.

Denn am Türpfostenhaken hing sein Dreispitz, den ihm in vergangener Nacht der Spukgeist am Müllerbild vom Kopfe geschlagen hatte.

Der Sternennwirt konnte Auskunft geben. War da schon am frühen Morgen ein Schloßbedienter gekommen, hatte angefragt, ob der Freiherr von Stobenegg hier Logement genommen und auf bejahenden Bescheid den Dreispitz abgegeben.

Der Gasthofer war kein wunderfiziiger Mann; diese Sache hat ihn aber doch interessiert. So erfuhr er denn durch geschicktes Ausfragen und zwei oder drei Kirschwässerlein, daß zwei Reitknechte von droben auf Geheiß und zufolge etlicher Zusagen eines jungen Grafen den Spuk ausgeführt hätten. Sei mit Hilfe eines großen Umhängemantels und eines ausgehöhlten Kürbisses eine kinderleichte Sache gewesen.

Das prinzliche Paar erfuhr von dieser Geschichte und Friedrich von Baden sprach dem Freiherrn von Stobenegg sein aufrichtiges Bedauern aus. Zur Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken wurde der Freiherr ganz allein zum Mittagsmahle des Prinzenpaares auf das Schloß geladen.

Dem Geisterglauben aber hat Herr von Stobenegg für sein ganzes Leben entsagt.

L. B. / Weitere Tellerprüche

(Vgl. Nr. 4.)

Im badischen Schwarzwald — südl. Teil, Nähe Triberg, und auch Mittelbaden — gibt es noch eine Menge ganz „herzhafter“ und treffender Tellerprüche. In Triberg und Freiburg sind eine große Anzahl so geschmückter Teller ausgestellt, die auf echt guten Schwarzwälder Humor deuten. Aber auch schon in Bühl sah ich gelegentlich einige treffende Sprüchlein, so das zur Zeit besonders gut passende:

Das Leben ist am schwersten
3 Tage vor dem Ersten.

Für zarte Mägdelein folgenden Rat:

Wandle stets auf Rosen
Und immergrüner Au,
Bis einer kommt in Hofen
Und holt dich heim als Frau,

Oder umgekehrt:

Mädel, sei schlau,
Bleib Jungfrau!

Der Mann hingegen meint:

Gibst du der Frau die Hofen,
Vorbei sind die Tage der Rosen.

Im Herbst ist folgende Warnung am Platz:

Wenn du einen Dufel hast
Und der hat gute Weine,
Sorge, daß er dich nicht haßt,
Sonst trinkt er sie alleine.

Im bösen Ruf der Rechthaberei steht die Frau:

Der Hecht ist blau
Recht hat die Frau.
Grau ist der Hecht
Die Frau hat Recht.

Ein echter Schwarzwälder Kernspruch sagt:

Der Bauer spuckt aus seinem Fenster
Und macht es langsam wieder zu.
Im Schlosse spuken die Geipenker
In meinem Herzen spukt nur Du.

Der verliebte Bauer stöhnt:

In meinem Zimmer rußt der Ofen,
In meinem Herzen rußt nur Du.

Zur Verschwiegenheit mahnt der Spruch:

Sag' niemals leise, sag' niemals laut,
Was Dir Dein Freund hat anvertraut!

Schrifttum und Heimatkunde

Karl Hofmann. Drum grüß ich dich mein Badnerland. Badische Balladen. (Verlag Karl Winter, Heidelberg, 1937.)

Der den Lesern dieser Wochenschrift durch seine Mitarbeit wohlbekannte Professor Dr. Karl Hofmann, ehemals in Karlsruhe als Schulmann tätig und als heimatkundiger Schriftsteller und Lobpreiser des Frankenlandes überall hochgeschätzt, legt just zu seinem 70. Geburtstag ein Bündchen badischer Balladen vor. Sie umspannen einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden und erspüren Hochmomente unserer engeren Heimatgeschichte. Von der Vergeltung des Römerfelds am Heiligen Berg an, über die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg, über die französischen Raubzüge zum hochgemuteten Siebziger Krieg; der Weltkrieg gibt seine erhebenden Bilder hinzu; um den Heldenruhm unseres Landsmannes Schlageter wird ein Kranz von sieben Gedichten geschlungen und ein stilles Bauerngelöbnis grüßt den Führer des neuen Reiches. In klarer Fassung und gewandter Form rühmen Karl Hofmanns badische Balladen unser Land. Oft trifft der Dichter in außerordentlich glücklicher Weise den Volkston, so etwa in Turennes vergeblicher Belagerung von Boxberg: „So blieb sechshundert und siebzig und drei die Feste von Boxberg von Mordbrennern frei“, oder in einem Schlagetergedicht: „Von Bolschewitbanden ist Miga jetzt frei — Und Albert Schlageter war wieder dabei!“ Und schließlich: „Im

Golzheimer Heidland der Salvenschuß kracht — Held Schlageter fällt! Doch Deutschland erwacht!“ K. Joho.

Mein Boxberg. Jahresheft 1937 des Heimatvereins Alt-Boxberg. (Verlag Heimatverein Alt-Boxberg.)

Nach den unvermeidlich zufälligen und zwingigen Versuchen ist mit dem vorliegenden Heft (Nr. 4) dem Herausgeber, Pfarrer und Schriftsteller Wilibald Reichwein, eine besonders vielfältige und andererseits geschlossene Heimatgabe hohen Ranges gelungen. Das 25seitige Heft enthält ein Geleitwort vom Vorsitzenden, D. Hofmann, mit der Handschriftwiedergabe von H. S. Ehlers schönstem Gedicht („O Heimat, wir sind alle dein“), eine geschichtliche Studie von Dr. R. Krebs (Ein Gang durch die Wirren deutscher Kleinstaaterei), ferner Der Gemeindevorb von Dr. E. Frank, Volkstundliches aus dem badischen Frankenland von Reichwein, Gedanken zur Einweihung der evangelischen Kirche in Schwabhausen von dem Karlsruher Architekten Dr.-Ing. Alfred Fischer, eine Würdigung des Dichters Weigand durch Reichwein, Mundartgedichte von Wilhelm Kraft, Jugenderinnerungen von Otto Michaeli, Karlsruhe, eine herrliche Geschichte von Benno Rüttenauer, das Mitgliederverzeichnis und mehrere Zeichnungen. Zur Tat gewordene Heimatliebe! K. Joho.

Das in der letzten Nummer an dieser Stelle angezeigte Werk „600 Jahre Stadt Obergrombach“ ist im Verlag G. Braun, Karlsruhe, erschienen und kostet gebunden 4,80 RM.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“